

Leïla Slimani
Trag das Feuer weiter

LEÏLA SLIMANI

Trag das Feuer weiter

Roman

Aus dem marokkanischen Französisch

von Amelie Thoma

Luchterhand

Für meine Schwestern,
May und Hind, den Clan.
Für Hakima, die allerbeste Freundin.
Für die #Horslaloi

»Wenn Ihr Haus brennen würde,
was würden Sie mitnehmen?«
»Ich nähme das Feuer mit.«

Jean Cocteau

Wer glaubt, Sehnsucht nach den Ursprüngen singe in uns, täuscht sich; die Heimat ist verloren, wer sie verlässt, wird verstoßen, gestrichen aus dem Melderegister, ausgeschlossen. Wir haben weder Rechte noch Anteil noch Erinnerung. Und wenn wir zu diesem Ausgangsort reisen, können wir keine Form des Verbs wiederkehren verwenden. Wiederkehren, nein [...]. Wer den Süden verlässt, wird zum Deserteur.

*Erri de Luca,
in: Giuseppe Caccavale, Fresques*

PERSONENVERZEICHNIS

Mathilde Belhaj (geb. 1926) lernt Amine Belhaj 1944 kennen, als dessen Regiment in ihrem Dorf im Elsass stationiert ist. Die beiden heiraten 1945, und Mathilde folgt ihm bald darauf ins marokkanische Meknès. Sie ziehen auf eine Farm, Mathilde bekommt zwei Kinder, Aïcha und Selim. Während ihr Mann wie besessen arbeitet, um die Farm zu einem blühenden landwirtschaftlichen Betrieb zu machen, eröffnet sie eine ambulante Krankenstation, in der sie die Bauern der Umgebung behandelt. Sie lernt Arabisch und den Berber-Dialekt der Gegend. Trotz aller Schwierigkeiten und obwohl ihr manche, vor allem die Stellung der Frau betreffende Traditionen zutiefst widerstreben, beginnt sie in diesem Land heimisch zu werden.

Amine Belhaj (geb. 1917) ist der Sohn von Kaddour Belhaj, einem Übersetzer der Kolonialarmee, und dessen Frau Mouilala. Er erbt Kaddours Land, beschließt jedoch zu Beginn des Zweiten Weltkriegs, sich bei einem Spahi-Regiment zu verpflichten. Zusammen mit seinem Adjutanten Mourad gerät er in deutsche Kriegsgefangenschaft, aus

der er fliehen kann. 1944 lernt er Mathilde kennen, die er 1945 im Elsass kirchlich heiratet. In den Fünfzigerjahren, während Marokko von Unruhen geschüttelt wird, kämpft er hartnäckig für seinen Traum, aus der Farm einen prosperierenden Agrarbetrieb zu machen. Er begeistert sich für moderne Anbaumethoden und züchtet neue Oliven- und Zitrussorten. Nach Jahren voller Enttäuschungen erlaubt ihm die Geschäftspartnerschaft mit dem ungarischen Arzt Dragan Palosi endlich, Gewinne zu erzielen und in die Bourgeoisie von Meknès aufzusteigen.

Aïcha Belhaj (geb. 1947), Tochter von Amine und Mathilde, besucht eine katholische Mädchenschule in Meknès, wo sie hervorragende Noten erzielt. Ende der Sechzigerjahre geht sie zum Medizinstudium nach Straßburg und kehrt Anfang der Siebziger nach Rabat zurück. Sie spezialisiert sich in Gynäkologie und heiratet Mehdi Daoud, einen brillanten Ökonomen und hohen Funktionär.

Selim Belhaj (geb. 1951), Sohn von Amine und Mathilde, die ihn verhätschelt, geht ebenfalls auf eine französische Schule. Im Sommer 1968 schließt er sich einer Hippie-Kommune in Essaouira an. Nach einer Zwischenstation auf Ibiza lässt er sich 1973 in New York nieder und wird Fotograf.

Selma Belhaj (geb. 1937) ist die Schwester von Amine, Omar und Jalil. Das strahlend schöne Mädchen, Liebling der Mutter, wird von ihren Brüdern unablässig überwacht. Sie schwänzt regelmäßig den Unterricht und lernt im Früh-

jahr 1955 den jungen Piloten Alain Crozières kennen, von dem sie schwanger wird. Um den Skandal zu vertuschen, verheiratet Amine sie mit seinem ehemaligen Adjutanten Mourad. 1956 bringt sie ein Mädchen zur Welt: Sabah. Ende der Sechzigerjahre hat sie ein Verhältnis mit ihrem Neffen Selim, und ihr Mann Mourad kommt bei einem Unfall ums Leben. Danach beschließt sie, nach Rabat zu ziehen.

Mehdi Daoud (geb. 1945 in Fes) ist der Sohn von Mohamed Daoud, einem bescheidenen Angestellten einer französischen Familie, und Farida, einer gewalttätigen, morphium-abhängigen Frau. Er brilliert an der französischen Schule und schneidet beim Auswahlverfahren der marokkanischen Finanzbehörde als Bester ab. Er kehrt seiner Familie und seiner Kindheit den Rücken und zieht nach Rabat. In seiner Jugend ein überzeugter Linker mit dem Spitznamen Karl Marx, nimmt er Anfang der Siebzigerjahre schließlich eine Stelle im Industrieministerium an. 1972 heiratet er Aïcha Belhaj.

Mia Daoud (geb. 1974) ist die Tochter von Mehdi und Aïcha.

PROLOG

Eines Nachts im November 2021 habe ich meinen Geschmacks- und Geruchssinn verloren. Eine Frau schlief in meinem Bett. Ich leckte ihre Schulter, vergrub meine Nase an ihrem Hals, näherte mein Gesicht ihrem Geschlecht. Sie schmeckte nach nichts. Die Frau regte sich. Sie zog mich an sich, sie wollte, dass wir uns liebten, doch ich war entsetzt. Ich drehte ihr den Rücken zu. Ich schloss die Augen und verbarg mein Gesicht unter dem Laken. Auch das Laken hatte keinerlei Geruch.

Anschließend kam das Fieber. Ich zitterte in meinem Bett wie eine Malariakranke, und nichts konnte mich wärmen. Ganz gleich wie viele Decken und Federbetten ich übereinanderhäufte, ich klapperte weiter mit den Zähnen. Sechs Tage lag ich da, allein in meiner Wohnung. Niemand besuchte mich, ich ging nicht ans Telefon. Die paar Leute, die mich anriefen, vermuteten wohl, ich würde schreiben. Ich hustete viel, in einer Nacht dachte ich, ich müsste sterben. Ich hatte das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen, und gegen drei Uhr früh überlegte ich, den Notarzt zu rufen. Scham hielt mich zurück. Scham, ihm die Tür zu öffnen, ihn im schmutzigen Pyjama in meine ungeputzte, ungelüftete Wohnung zu lassen. Ich bin nicht gestorben, und das Fieber ist wieder gesunken. Irgendwann habe ich diejeni-

gen zurückgerufen, die mir Nachrichten hinterlassen hatten. Meinen Verleger. Meine Mutter. »Was ist denn los?«, haben sie mich gefragt. Ich habe gesagt, es sei nichts. Nur diese Erschöpfung, eben. Die Erschöpfung.

In den folgenden Tagen versuchte ich, mich wieder an die Arbeit zu machen. Ich erwachte im Morgengrauen und setzte mich an meinen Tisch. Ich wartete. Ich konnte Stunden vor dem geöffneten Word-Dokument sitzen, ohne etwas zu tun. Es war mir unmöglich, mich auf meinen Roman zu konzentrieren. Manchmal holte ich tief Luft, gab mir einen Klaps auf die Wange und versuchte, den Faden eines Kapitels wieder aufzunehmen. Doch nach kürzester Zeit schweiften meine Gedanken erneut ab. Ich glitt von einem Bild zum nächsten, formlose Ideen wuchsen in meinem Hirn und platzten dann wie Seifenblasen. Es gelang mir nicht, meine Ideen zu sortieren; besser gesagt, ich hatte überhaupt keine Ideen. Fünf-, sechsmal las ich dieselben Stichworte, ohne das Geringste davon zu behalten, als wären sie in einer fremden Sprache verfasst, von der ich das Alphabet, aber nicht das Vokabular beherrschte. Ich fühlte mich verloren, überfordert.

Ich habe die Angewohnheit, Listen aufzustellen, doch in dieser Zeit wurde sie zur regelrechten Obsession. Auf einem großen Schreibblock notierte ich alles, was zu tun war. Ich wollte einen klaren Kopf bekommen, mir das Leben leichter machen, aber das genaue Gegenteil war der Fall. Ich stierte auf die Liste und brach in Tränen aus. Ich wusste nicht, wo anfangen, welches Buch ich lesen, welches Kapitel schreiben und ob ich lieber Wäsche waschen oder putzen sollte. Unfähig, eine Entscheidung zu fällen, blieb

ich liegen, tagelang, in meinen dreckigen Laken. Ich hörte auf, in den Supermarkt zu gehen, weil ich vor jedem Regal unentschlossen erstarrte. Ich hatte das Gefühl, zu ertrinken. Manchmal wurde mir bewusst, dass ein ganzer Tag vergangen war und ich mich nicht dazu hatte aufraffen können, meine Kleider auszuziehen und zu duschen.

Alles erschien mir unüberwindlich. Ich schaute stundenlang Serien, die Fensterläden geschlossen, das Telefon ausgeschaltet. Wovon sie handelten, war mir egal, ich bekam sowieso nur Bruchstücke mit. Es half, die Zeit totzuschlagen, und lenkte mich von meinen Ängsten ab. Ich baute Joints am helllichten Nachmittag und aß stehend in der Küche fade Gerichte, die ich unter Senf oder Tabasco begrub. Immerzu hatte ich einen metallischen Geschmack im Mund, der mich an das Geschlecht mancher Frauen erinnerte. Frauen, deren Namen und Gesichter ich vergessen hatte. Ich schlief, aber selbst mein Schlaf war nicht mehr derselbe. Als hätte ich Opium geraucht, war ich zugleich erschlagen und ruhelos und erwachte jeden Tag ein wenig erschöpfter.

Ich ging kaum noch raus. Aber ich konnte nicht verhindern, dass sich die Leute Sorgen um mich machten. Ich ignorierte ihre Nachrichten auf meiner Mailbox, doch sie ließen nicht locker. An Weihnachten gab ich nach. Das Essen bei meiner Schwester Inès war eine Tortur. Ich habe versucht, fröhlich zu sein. Ich habe Champagner getrunken, und für einen kurzen Moment war ich sogar glücklich, dort zu sein, zuzuschauen, wie die Kinder mit ihren kleinen Händen das Geschenkpapier zerrissen und beim Anblick einer Puppe oder eines Lastwagens juchzten. Und dann hatte ich das

Gefühl, zu verschwinden. Als würde ich von einem Krokodil auf den Grund eines Tümpels gezogen, wo es mich im Schlamm verrotten ließ, ehe es mich verschlingen würde. Es gelang mir nicht, den Gesprächen zu folgen, ich hinkte dem, was die anderen sagten, immer hinterher, lächelte debil als Antwort auf die Fragen, die man mir stellte. So muss es sein, wenn man sehr alt ist. Sie setzen dich in einen Sessel in der Wohnzimmerecke, das Fest geht weiter, es wird gelacht, gestritten, und ab und zu kommt jemand, um dir den Sabber aus dem Mundwinkel zu wischen. Die Erschöpfung, hat meine Mutter gesagt. Die Erschöpfung, eben.

Ich habe meine Wohnung nicht mehr verlassen. Die Welt draußen hat aufgehört zu existieren. Dieser Zustand war mir nicht neu. Wenn ich einen Roman schreibe, ziehe ich mich oft derart zurück, bei mir oder in irgendeinem Haus auf dem Land, und verliere jegliches Zeitgefühl. Aber ich schrieb nicht. Mir fehlten die Worte. Ich war vor meiner Seite wie zu Eis erstarrt. Ich hatte schon Schreibblockaden erlebt, mangelnde Inspiration, kannte Anfälle von Wut und Verzweiflung. Doch diesmal war es anders. Die Begriffe kreisten durch meinen Kopf, ich war in der Lage, sie zu denken, sie auszuwählen, konnte sie aber weder schreiben noch aussprechen. Eines Nachts bin ich aus dem Schlaf aufgeschreckt. Ich hatte eine Idee für meinen Roman. Ich habe ein leeres Blatt und einen Stift von meinem Nachttisch genommen und Stichworte zu einer Szene hingekritzelt. Mehdi im Gefängnis und eine Tafel Schokolade. Als ich am nächsten Morgen erwachte, habe ich meine Notizen gesucht. Das Blatt lag am Fuß meines Bettes. Ich habe es mir angesehen: Was ich geschrieben hatte, ergab keiner-

lei Sinn. Es waren nur Striche und Linien, die nicht einmal Buchstaben bildeten. Ich begann zu lachen. Ich war dabei, verrückt zu werden.

Im März 2022 entschloss ich mich, einen Arzt anzurufen. Ich geriet an eine Sekretärin, die aß, während sie mit mir telefonierte. Sie schlug mir Tage und Uhrzeiten vor, und mich überkam Panik. Ich verstand nichts von dem, was sie sagte, also bat ich sie, es zu wiederholen. Schweiß bedeckte meine Stirn, ich hatte den Eindruck, sie könne mich sehen und werde sich über mich lustig machen. Ich habe einfach aufgelegt. Ein- oder zweimal habe ich es noch versucht, dann gelang es mir, im Internet einen Termin zu vereinbaren, bei einem Allgemeinarzt in meinem Viertel. Die Praxis befand sich im ersten Stock eines Gebäudes in der Rue d'Amsterdam. Ich hatte mir den Türcode auf die Hand geschrieben und hielt den ganzen Weg über den Blick auf meine Handfläche geheftet. Nichts anderes zählte für mich. Ich bin die Treppe hinaufgegangen und habe die Tür aufgedrückt, die nur angelehnt war. Im Wartezimmer saßen drei Leute, die Gesichter hinter Masken verborgen. Ich setzte mich an die Wand, rechts von den Toiletten. Mir gegenüber starre eine Frau mit sehr schönen Augen auf ein Plakat über die Risiken des Rauchens. Ich hatte Lust, ihr die Maske herunterzuziehen, ich wollte wissen, wie sie aussah. Beim Beobachten der Menschen ist mir bewusst geworden, dass sie immer hässlicher sind, als man es sich vorstellt. Der Schönheit der Augen darf man nicht trauen.

Aus dem Behandlungszimmer kam eine eins fünfzig große Frau, die ein Rezept an ihren Busen presste. Dann habe ich meinen Namen gehört. »Mia Daoud?« Ein sehr

großer Mann ist auf den Flur getreten. Er bedeutete mir, ihm zu folgen, und ich musterte beklommen seinen massigen Rücken, seinen etwas angegrauten Kittel. Meine Mutter hätte niemals so einen Kittel getragen, mit zerrissener Tasche. Er hat mich gebeten, Platz zu nehmen, und sich an seinen Schreibtisch gesetzt. Er hat mir nur verstohlene Blicke zugeworfen, und ich habe mir eingebildet, etwas an mir würde ihn stören. Er hat mein Geburtsdatum notiert, meine Adresse und mich nach meinem Beruf gefragt.

»Schriftstellerin.«

Er hat vom Bildschirm aufgesehen.

»Ach ja, ich dachte doch, Ihr Name kommt mir bekannt vor. Haben Sie nicht einen Preis gewonnen?«

Ich habe genickt. Ich schwitzte in meiner Daunenjacke, wollte sie aber nicht ausziehen.

»Also, was führt Sie her?«

Ich habe versucht, es ihm zu erklären. Ich wiederholte das Wort Erschöpfung. Ich erzählte ihm von meinen Heulattacken im Supermarkt und davon, wie mir einmal der Türcode meines Hauses nicht mehr eingefallen war. Doch das schien ihn nicht weiter zu beeindrucken. Er war die Sorte Mensch, die denkt, alle Künstler hätten eine Schraube locker.

»Sie sind depressiv.«

Da konnte ich kaum widersprechen. Ich war depressiv, ja, aber nicht so sehr, dass ich deshalb das Gedächtnis und den Orientierungssinn verlor. Er riet mir, zu einem Psychologen zu gehen, den er kannte.

»Er ist schnell und effizient. Er vollbringt Wunder.«

Der Psychologe bot eine Online-Sprechstunde an, und eines Montagsmorgens erschien sein Gesicht auf dem Display meines Mobiltelefons. In den Stunden davor hatte ich mehrmals erwogen, abzusagen. Doch nun lag ich hier auf meinem Bett und starrte in das Gesicht eines Fremden auf dem Bildschirm. Ich hatte lange darüber nachgedacht, was ich ihm sagen würde, aber am Ende kam ich kaum zu Wort. Ich habe meinen Roman erwähnt, meine Schreibschwierigkeiten, dass sich mir meine Erinnerungen immer mehr entzogen, den Tod meines Vaters, und er begann zu nicken. »Ich unterbreche Sie mal eben.« Er hat versucht, mir etwas von Dissoziation und Verdrängung zu erklären. Er hat mich mit diesen Früchten verglichen, die manchmal auf Kuchen liegen, kleine runde Früchte, deren Name mir nicht mehr einfällt. Wir sollten unbedingt daran arbeiten. Es klang sehr bestimmt. Wir vereinbarten einen Termin in der kommenden Woche. Bezahlen musste man im Voraus, hundertvierzig Euro. Das Geld habe ich überwiesen, ihn aber nie wieder kontaktiert. Ich habe seine Nummer blockiert.

Damals schaute ich eine Serie über einen Mann, der an einem Hirntumor erkrankt war. Ich war überzeugt, das sei es, woran ich litt. Dem Allgemeinarzt sei ein gravierender Behandlungsfehler unterlaufen. Der Psychologe habe nichts begriffen. Ich sprach darüber mit Hakim am Telefon. Er ist mein bester Freund, ihm kann ich alles sagen, ich wusste, er würde sich nicht darüber lustig machen. Er gab mir die Telefonnummer eines Neurologen, bei dem er in Paris studiert hatte. »Ein genialer Arzt und ausgezeichneter Professor.«

Er gefiel mir vom ersten Moment an. Als ich ihn im Flur

des Krankenhauses sah, wusste ich sofort, dass ich ihm vertrauen konnte. Er blickte sich um wie ein Kind, das sich auf einem Jahrmarkt verlaufen hat. Das ist mir schon oft aufgefallen bei brillanten, sehr scharfsinnigen Menschen. Sie spielen, sie hätten sich verirrt, als wären sie da und zugleich ein bisschen woanders. Ich habe mich ihm gegenübergesetzt. Sein Schreibtisch war von Licht überflutet, und er sah mich direkt an. Sein Blick war schön und fern, so blau wie der Himmel bei mir zu Hause, und er strahlte Offenheit und Menschlichkeit aus. Er hörte mir aufmerksam zu. Er machte sich Notizen, hob aber immer wieder den Kopf, um mich mit seinen blauen Augen eindringlich anzusehen. Diese Art, mir zu zeigen, dass er sich für mich interessierte, war sehr angenehm. Manchmal wiederholte er das Ende meiner Sätze, »da zu sein, ohne da zu sein«, und begann andere damit. Er stellte mir Fragen.

»Nehmen Sie Drogen?«

Ich antwortete, dass ich ab und zu einen Joint rauchte. Er hob den Blick nicht von seinen Notizen.

»Sonst nichts?«

Ich hatte keine Lust, ihm die Wahrheit zu sagen. Obwohl ich ihn erst seit ein paar Minuten kannte, fand ich die Vorstellung schrecklich, ihn zu enttäuschen.

»Ich habe ein paar Jahre lang Kokain geschnupft.«

»Das tötet die Neuronen. Wussten Sie das?«

Dann spulte er einen Fragenkatalog ab. Er wollte wissen, ob ich mich erinnerte, was ich am Vortag gegessen hatte, was ich im Fernsehen gesehen hatte. Er erkundigte sich, ob ich Sprachstörungen hätte.

»Verwechseln Sie Worte? Kommt es vor, dass Ihnen ein

Wort nicht einfällt? Und wenn ja, betrifft das eher Gattungsnamen oder Eigennamen?«

Er hörte mein Herz ab.

Während er mich untersuchte, konnte ich es mir nicht verkneifen, ein Gespräch anzufangen. Ich hatte Angst, er könnte mich für verrückt oder hypochondrisch halten. Ich wünschte mir, dass er mich ernst nahm. Ich habe ihm gesagt, dass meine Mutter Ärztin war. Dass dies ein Beruf war, den ich bewunderte und der mir vertraut war.

»Es gibt nichts Schlimmeres für eine Schriftstellerin, wissen Sie? Wenn ich mein Gedächtnis und meine Sprache verliere, bin ich am Ende.«

Er hat gelächelt und sich wieder an seinen Schreibtisch gesetzt.

»Vor ein paar Tagen war ein Glasbläser bei mir. Er litt unter denselben Symptomen wie Sie. Sprach- und Konzentrationsstörung. Allerdings genügt bei ihm eine Sekunde Unaufmerksamkeit, um sich eine Verbrennung dritten Grades zu holen oder seine gesamte Werkstatt abzufackeln.« Seine schönen blauen Augen fixierten mich. »Haben Sie schon mal etwas von *brain fog* gehört?«

Ich habe den Kopf geschüttelt. »Gehirnnebel.« Ich hätte für das, was ich empfand, kein besseres Bild finden können. In den letzten Monaten hatte ich oft das Gefühl gehabt, mich durch dichten Nebel zu bewegen, wie an gewissen Morgen in Rabat, wenn meine Mutter die Autoscheinwerfer anschaltete und man in der Mitte eines Kreisverkehrs die gespenstischen Silhouetten der Polizisten mit ihren weißen Mänteln erahnte.

»Ich habe meine ersten Fälle im Juli 2020 gesehen«, fuhr

der Arzt fort. »Verzweifelte Patienten, die sich selbst nicht wiedererkannten. Ich habe Ingenieure behandelt, die außerstande waren, ihre Schnürenkel zu binden. Politiker und sogar Ärzte, die jedes Mal verzweifelten, wenn sie irgend eine Entscheidung treffen mussten. Sehen Sie«, sagte er, indem er mit seinen Händen einen Kreis beschrieb, »es ist, als wäre jede Persönlichkeit eine Art mehr oder weniger ebensäßige Kugel. Nun, hier zerspringt die Kugel in tausend Teile, die der Patient nicht mehr zusammenfügen kann, und es ist, als liefe er sich selbst hinterher, als wäre er immer zu spät, als käme er bei dem, was um ihn herum passiert, nicht mehr mit.«

Der Neurologe nahm ein Stück Papier und einen Stift und erklärte mir, auf welche Weise das Corona-Virus die Bereiche des Gehirns befiel. Wenn er komplizierte Worte gebrauchte, entschuldigte er sich und versuchte, sie in die Alltagssprache zu übersetzen. Er fand Bilder, um deren Poesie und Klarheit ich ihn beneidete. Ich versuchte, ihn auf emotionales und auch auf literarisches Terrain zu locken. Dieser Mann erforschte das Gehirn, das Gedächtnis, die Sprache, also genau den Stoff, aus dem meine Arbeit besteht. Ich hatte Lust, ihm von Proust und Perec zu erzählen, und als ich es tat, lächelte er.

»Oh ja, aber das ist etwas anderes. Wissen Sie, das Gehirn ist eine sehr komplexe Maschine.«

Er hat nach der familiären Krankheitsgeschichte gefragt.

»In der Familie Ihrer Mutter?«

»Erblindung, Wahnsinn, Demenz.«

»Und väterlicherseits?«

»Krebs.«

Mehr wusste ich nicht. Dieses Erbe war unbekannt, im Dunkeln verborgen. Der Arzt verschrieb mir eine Gehirn-PET und riet mir zu Geduld.

»Was ist, wenn ich all meine Erinnerungen verloren habe?«

»Nein, Ihre Erinnerungen sind da, irgendwo vergraben. Nach meiner Beobachtung erscheinen Erinnerungen umso unerreichbarer, je mehr man sein Gehirn benutzt, es mit Informationen füttert. Gefühle machen sie wieder zugänglich. Angst, zum Beispiel, ist ein sehr effizienter Marker.« Als ich im Flur stand, legte er mir eine Hand auf die Schulter und fügte in plötzlich schüchternem, zögerndem Ton hinzu: »Sie sprachen vorhin von Proust. Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, Mademoiselle: Finden Sie Ihre Madeleine.«

ERSTER TEIL

Um siebzehn Uhr stand Mehdi auf. Er packte einige Akten in seine Tasche, zog seinen Mantel über und verließ das Büro. Er durchquerte den Flur, ohne die verwunderten Blicke seiner Kollegen zu beachten. Najat, eine der leitenden Angestellten, holte ihn an der Tür ein. Sie wedelte mit einem Rechnungsbuch vor Mehdís Gesicht.

»Herr Direktor ...«

»Bis Montag, Najat«, schnitt Mehdi ihr das Wort ab.

»Bis Montag, Herr Direktor.«

Er eilte die Treppe hinunter – der Aufzug war noch immer kaputt – und fand sich auf dem Bürgersteig der Rue de Reims wieder. Die Kälte fuhr ihm in die Glieder, er vergrub seine Hände in den Manteltaschen. Er hatte keine Ahnung, wo er sein Auto geparkt hatte. Er versuchte sich zu konzentrieren, doch alles, was ihm einfiel, waren Zahlenkolonnen, grüne und blaue Kurvendiagramme, Namen von Kunden. Der Straßenwächter kam angewetzt in seinem abgetragenen Kittel, die Schirmmütze in die Stirn gezogen. »Der R12?«, fragte er, Mehdi nickte. Er begleitete ihn zum Wagen. »Ich habe ihn gewaschen, Herr Direktor.« Der Wächter hielt die Hand auf. Mehdi steckte ihm einen Geldschein zu und setzte sich ans Steuer. Im Auto hing ein Geruch nach vergammeltem Obst und kaltem Zigaretten-

rauch. Er suchte unter dem Haufen Papiere, die sich auf dem Beifahrersitz stapelten, und fand eine mit Schimmel überzogene Orange. Er hob die *Le Monde* vom Fußboden auf, sie war vom 8. März 1980. Ein Artikel auf der Titelseite trug die Überschrift »Rassistische Ausschreitungen«. Irgendwo in Frankreich, vor einem Gymnasium, hatte man Kanaken aufmischen wollen. Der 8. März. Er war also seit sechs Tagen nicht mehr zu Hause gewesen. Eingeschlossen in sein Büro, hatte er vor lauter Arbeit jegliches Zeitgefühl verloren. Seit sechs Tagen ernährte er sich von Thunfischsandwiches und Croissants. Seit sechs Tagen schlief er auf dem zu kurzen schmalen Sofa, das er vors Fenster hatte stellen lassen. An einem Abend hatte er entnervt einer der Armlehnen einen Tritt verpasst und sie abgebrochen.

Er versuchte, den Wagen zu starten, doch der Motor stotterte. Der Wächter kloppte an die Scheibe. »Der muss erst warm werden«, erklärte er, und Mehdi beherrschte sich, um nicht zu erwiedern, dass er seine bescheuerten Ratschläge für sich behalten solle. Wie durch ein Wunder sprang das Auto an, und er schlug den Weg nach Rabat ein. Lastwagen kamen vom Hafen, vor sich sah er Rauch aus Fabrikschornsteinen quellen. Mädchen in Schulkitteln überquerten lachend die Straße. Eine von ihnen winkte ihm zu, und er ließ sich von ihrem Lächeln und dem immer dichteren Verkehr ablenken. Obwohl er nun schon seit mehr als sechs Monaten in Casablanca arbeitete, blieb ihm diese Stadt ein Rätsel. Manchmal fürchtete er, sich in den Eingeweiden der riesigen Metropole zu verlieren und nie wieder herauszufinden. An einer roten Ampel stürzten zwei Halbwüchsige auf ihn zu und kippten Seifenwasser über die Windschutz-

scheibe. »Verschwindet«, rief Mehdi, doch die jungen Männer begannen fröhlich, die Scheibe mit einem gelben Lumpen abzuwischen. Die Fahrer hinter ihm hupten und fuhren schließlich erbost an ihm vorbei. Mehdi gab den Jungs die letzten Münzen, die im Auto herumlagen.

Ja, diese Stadt machte ihm Angst. Casablanca und seine zwei Millionen Einwohner. Die Ausländer waren gegangen, die Spanier aus dem Maârif-Viertel, die Italiener aus dem Belvédère, die französischen Entwicklungshelfer, die, wie Henri, an die Zukunft der marokkanischen Jugend geglaubt hatten. Täglich wurden am Busbahnhof Bauernfamilien angeschwemmt. Casablanca, wo man das Wort Bidonville erfunden hatte, wuchs zu schnell, und jede Nacht schienen Baracken aus dem Boden zu schießen, Gassen zu entstehen, Bettler sich neben einem Club oder einem Restaurant breitzumachen. Von Schindmähren gezogene Karren irrten zu Füßen der Luxusbauten herum. Junge Frauen mit vom Haschisch geröteten Augen wurden auf der Corniche abgestochen. Die Häuser waren weder hoch noch weiß noch modern genug, um das Elend zu verbergen. Die Stadt war von Brachflächen durchlöchert, und Mehdi vermochte nicht zu sagen, ob sich die Stadt ins Land fraß oder das Land in die Stadt hineinwucherte. Zwischen zwei Hochhäusern weideten ausgemergelte Kühe, und durch den Hinterhof einer piekfeinen Klinik stolzierte ein Hahn und weckte die Patienten im Morgengrauen. Weit weg von hier, in den Vierteln, wo die Polizei mit ausgeschalteten Scheinwerfern patrouillierte, schrieben krausköpfige junge Männer verbotene Lieder. Man tauschte Kassetten mit Hasspredigten oder Rocksongs. Die Stadt leistete Widerstand, gleich

einem lebenden Organismus, der sich gegen eine Krankheit wehrt. Sie leistete Widerstand gegen das Schweigen, gegen die Repression, gegen die Ordnung, die man ihr aufzwingen wollte, wie man den Oberkörper einer Frau in ein Korsett schnürt. Die weiße Stadt beunruhigte Mehdi ebenso sehr, wie sie ihn faszinierte. Er war angewidert von dem penetranten Geruch des Meeres und dem Gestank nach Müll, von dem klebrigen Wind, der einem das Gefühl gab, schmutzig zu sein, und zugleich konnte er nicht mehr darauf verzichten. Manchmal dachte er, dass ein Funke genügte, damit alles in die Luft flog, damit der Hexenkessel zu brodeln begann und Unruhen ausbrachen, wie 1965. Die Zutaten waren alle beisammen: die Trockenheit, der teure Krieg in der Sahara, die Inflation. Das Land war am Boden, bettelarm, und es hatte die Nase voll von Versprechen, die nicht gehalten wurden. Die Zeit der Utopien und des Optimismus schien weit weg zu sein. Die Marxisten, die wahren, verschimmelten in den Gefängnissen, während Politiker jeglicher Couleur zu Realismus, Pragmatismus und Kompromissbereitschaft aufriefen.

An einer roten Ampel winkte Mehdi einem Taxifahrer. »Die Autobahn nach Rabat?«

Der Mann lachte schallend. »Die ist direkt vor deiner Nase.«

Dort, am Ende einer kleinen Steigung, war die Auffahrt. Mehdi fädelte sich ein und holte alles aus seinem alten R12 heraus. Es war die erste Autobahn des Landes, und das Bürgertum sah darin den Beweis, dass Marokko nun endgültig in der Moderne angekommen war. Mehdi hatte sich mit einem ehemaligen Kollegen aus dem Industrieministerium

darüber gestritten. Einem Typen mit fettiger Haut, stets leicht geöffneten Lippen, der näselnd wiederholte, was er in den vom Palast finanzierten Zeitungen gelesen hatte: »Man muss in die Infrastruktur investieren.« Mehdi hatte widersprochen, die Bildung müsse Priorität haben. »Das Land hat eine Analphabetenquote von achtzig Prozent. Du willst Autobahnen für alle, ich will, dass die Leute die Straßenschilder lesen können.« Vielleicht hätte er nicht so mit ihm sprechen sollen, nicht in diesem schneidenden Ton, in den er immer verfiel, wenn er sich aufregte. Aïcha warnte ihn oft. »Du redest zu viel, Mehdi. Du verletzt die Menschen, das wird sich gegen dich wenden.«

Der Himmel verdüsterte sich, und über dem Ozean türmten sich violette Wolken. Gleich würde die Nacht hereinbrechen, Mehdi war müde. Er gähnte, riss die Augen auf, gab sich einen Klaps auf jede Wange. Er befand sich in einem seltsamen Zustand, erschöpft von den zu kurzen Nächten und zugleich aufgekratzt von all der Arbeit, die er bewältigt hatte, und von seinem glühenden Ehrgeiz. Sobald das Fußballspiel vorbei war, würde er ins Bett gehen. Er würde ein paar Biere mit seinen Freunden trinken, sie aber nicht einladen, zum Essen zu bleiben. Alles, was er wollte, war ausgiebig duschen, in sauberen Laken schlafen, einen Kaffee trinken, der nicht verbrannt schmeckte.

Die Autobahn reichte noch nicht ganz bis zur Hauptstadt, und er musste auf die Route Nationale wechseln, die an der Atlantikküste entlangführte. Mehdi schaltete das Radio ein. Wie erwartet, sprachen die Journalisten über das Spiel des Afrika-Cups, in dem die Atlaslöwen gegen die algerischen Wüstenfuchse antreten würden. Drei Monate

zuvor, im Dezember 1979, hatten die Löwen gegen Algerien verloren. Im Stadion von Casablanca hatten die Marokkaner vor fünfzigtausend hysterischen Fans eine demütigende Niederlage von eins zu fünf erlitten. Rasend vor Wut und Enttäuschung waren die Fans durch die Straßen gezogen, auf den Schultern einen Sarg mit der Inschrift: »Hier ruht der Fußball«. Im Radio forderten die Kommentatoren Revanche. Heute Abend ging es um die Ehre. Die Nationalmannschaft musste nicht nur für den Ruhm oder zur Freude der Zuschauer gewinnen, sondern im Namen des Vaterlandes, das im Süden um die Saharaprovinzen kämpfte. »Was für ein Haufen Idioten«, schimpfte Mehdi. Die Journalisten wiederholten leere Worte, auswendig gelernte Phrasen, und schürten den Hass auf die gegnerische Mannschaft. Mehdi verabscheute das. Diese Ansprachen an die Massen, diese Erwartung an die Athleten, dass sie sich wie Soldaten aufführen und spielen sollten, als zögen sie in die Schlacht. Er hasste diese fanatischen Fans, die die Gegner als Feinde betrachteten. Und im Übrigen verloren die Journalisten kein Wort darüber, dass die Händler der Medina von Casablanca am Tag nach dem unseligen Match im Dezember die algerischen Fußballer wärmstens empfangen und sich geweigert hatten, sie die kleinen Souvenirs, die sie ihren Familien mitbrachten, bezahlen zu lassen.

In Mehdis Leidenschaft für den Fußball lag keinerlei nationalistischer Eifer. Natürlich liebte er seine Mannschaft, und heute Abend würde er für Zakis Löwen beten, doch sein Herz schlug ebenso für Zicos Brasilien, und während der Weltmeisterschaft 1974 hatte er mit Cruyff und seinen Jungs heiße Tränen geweint. Fußball weckte sein Fernweh,

und in seinen verrücktesten Träumen sah er sich im Stadion der Boca Juniors oder im Maracanã mit der Menge singen. Egal für welche Nation die Mannschaft antrat oder wie der Club hieß, was er liebte, war richtig guter Fußball, das *jogo bonito*, diese kindliche Aufregung, die ihm die Kehle zuschnürte, wenn ein Spieler – ganz gleich, welcher – begann, übers Feld zu laufen, den Ball an den Fuß geklebt, wenn er auswich, tänzelte, wenn die Begeisterung im Stadion anschwoll wie die Brust eines einzigen Mannes. Mehdi glaubte genüsslich an die Legenden, die man ihm vorsetzte. An die Geschichten der kleinen, in den schlammigen Straßen einer Bidonville, einer Favela oder eines Barrio aufgewachsenen Jungs, und manchmal fantasierte er sich selbst an die Stelle eines dieser Genies. Die Masse jubelte ihm zu, sie skandierte seinen Namen: »Mehdi! Mehdi!«, und in seinen Träumen dribbelte er wie ein Gott. Auf dem Spielfeld war das Drehbuch niemals schon im Voraus festgelegt. Alles konnte geschehen. Bis zur letzten Minute konnte sich das Blatt wenden. Der Fußball – manchmal sagte er *futebol* wie die Brasilianer – war der Sport der Armen, der Dritten Welt, der einzige Ort, an dem tobende Mengen voller Liebe den Namen eines Schwarzen oder eines einfachen Mannes johlten.

Bis er das Zentrum von Rabat erreichte, war es Nacht geworden. Die Cafés füllten sich allmählich mit aufgedrehten Fans, und auf der Avenue Mohammed V verkauften kleine Jungs geröstete Erdnüsse und einzelne Zigaretten. Als er nach Hause kam, waren Aïcha und Fatima gerade dabei, Vorhänge zusammenzulegen und in Kisten zu räumen. Sie standen sich gegenüber, die Ecken des Stoffs in ihren Hän-

den, gingen aufeinander zu, falteten, wichen wieder zurück, als führten sie einen altmodischen Tanz auf, eine Art Menuett. »Warum überlässt du ihr das nicht?«, fragte Mehdi. »Du bist im achten Monat schwanger, du solltest dich ausruhen.« Er legte die Hand in den Nacken seiner Frau, beugte sich herunter, um sie zu küssen, doch sie wandte verärgert den Kopf ab. »Nicht vor dem Hausmädchen.« Mehdi hüpfte über einen Karton, improvisierte ein paar Tanzschritte, um sie zum Lachen zu bringen, aber sie beachtete ihn nicht. Er hängte seinen Mantel über einen Stuhl und ging hinunter ins Untergeschoss, wo der Fernseher stand.

Aïcha war böse auf ihn, und wenn sie seine zärtlichen Gesten zurückwies, ihm die kalte Schulter zeigte, so hatte das nichts mit Fatima zu tun. Sie, die wegen ihrer Schwangerschaft zu Hause festsaß, verübelte ihm seine Abwesenheit. Sie hatte ihren Chefarzt angefleht, sie weiter arbeiten zu lassen, doch der hatte ihr ins Gesicht gelacht: »Man entbindet keine Frauen, wenn man selbst im siebten Monat schwanger ist.« Also musste Aïcha sich damit abfinden, daheim zu bleiben, eingesperrt mit ihrer sechsjährigen Tochter und Fatima, deren Aberglaube und krude Theorien ihr auf den Geist gingen. Seit zwei Tagen widmete Aïcha sich einem Großputz, um sich abzulenken. Sie ließ das elterliche Schlafzimmer, in dem die Wiege des Neugeborenen stehen würde, auf Hochglanz bringen. Sie leerte die Küchenschränke, ordnete sämtliche Bücher im Regal alphabetisch, und an diesem Tag hatte sie Lust bekommen, die von Tabak und Staub vergilbten Vorhänge abzunehmen. »Es ist bald so weit«, behauptete Fatima, während sie die Kiste hochhob. »Du baust dein Nest. Du kannst noch so gescheit sein,

ich sage dir, wenn eine Frau anfängt, aufzuräumen, dann ist das Baby im Anmarsch.«

Aïcha seufzte. »Ich gehe in Mias Zimmer.« Und sie stieg die Treppe hoch.

Mehdi schloss die Wohnzimmertür. Er zog sein Jackett aus, seine Krawatte, die bordeauxroten Church's, und legte sich aufs Sofa. Aïchas Launen begannen ihm auf die Nerven zu gehen. Er konnte schließlich nichts dafür, dass die Frauen die Kinder austrugen. Hatte er sich etwa beklagt während der zwei Jahre Leerlauf, die seine Freunde taktvoll seine »Durststrecke« nannten? Nachdem Mehdi den Posten als Kabinettschef im Industrieministerium verlassen und dann bis 1976 den Fußballverband geleitet hatte, stand er plötzlich ohne Arbeit da. Wochenlang hatte er darauf gewartet, dass man ihn irgendwo einsetzte, an einer Stelle, wo seine Intelligenz, seine Sachkenntnis und seine Arbeitskraft von Nutzen wären. Doch nichts geschah. Er hätte seine einflussreichen Freunde in den Kreisen des Makhzen um Hilfe bitten können, aber Mehdi rühmte sich, bei der Günstlingswirtschaft nicht mitzuspielen. Er wollte eine Anstellung allein seinen Fähigkeiten verdanken, und wie durch ein Wunder, ohne dass er gewusst hätte, wer ihn Seiner Majestät gegenüber erwähnt haben könnte, vertraute ihm der König im Sommer 1979 den Vorsitz der Crédit Commercial du Maroc an, eines kaum bekannten Kreditinstituts, das auf Immobilien und Tourismus spezialisiert war. Voller Enthusiasmus begab er sich Mitte Juli nach Casablanca an seine neue Arbeitsstätte. Als er vor dem Gebäude in der Rue de Reims parkte, meinte er zuerst,

sich in der Adresse geirrt zu haben. »Eine Bruchbude«, erzählte er später seiner Frau. Die Büroräume nahmen zwei Etagen ein, die früher einmal französischen Familien gehört hatten. In der Eingangshalle, die nach Frittieröl und Putzmittel roch, wurde Mehdi von Farid in Empfang genommen, einem schmerbäuchigen Kerl, den ihm der Palast als Assistenten zugewiesen hatte. Farid hatte sehr dunkle Haut und eine Boxer-Visage. Er sah aus, als hätte jemand mit der Faust seine Birnennase zerquetscht und ihm mit einem stumpfen Gegenstand die Oberlippe gespalten. Dank der Gerüchte, die zirkulierten, und Farids eigener Anspielungen begriff Mehdi, dass er am Hof aufgewachsen war, im engsten Umfeld der Macht. Manch einer behauptete, seine Mutter sei Köchin, sein Vater der Chauffeur eines Prinzen. Doch Mehdi wollte es nicht wissen. Er misstraute diesem Mann, der ebenso geheimnisvoll wie umgänglich war und schlauer, als man dachte. Seine Intelligenz war die der Umgangsformen und Gepflogenheiten, die Intelligenz eines Höflings, der es versteht, unter Berücksichtigung der Läunen, Vorlieben und Gewohnheiten der Mächtigen nach den althergebrachten Gesetzen des Makhzen zu verhandeln. »Ich bin hier, um Ihnen die Dinge zu erleichtern«, sagte er zu Mehdi, der verstand: Ich bin hier, um Sie zu überwachen.

Farid führte ihn herum. Er stellte ihm Hicham Benomar vor, der den Posten des Geschäftsführers innehatte, dann gingen sie eine Etage höher, wo sich das Büro des Direktors befand. Mehdi konnte seine Enttäuschung nur schwer verhehlen. Mit gerunzelten Brauen, die Lippen ein wenig verzogen, blieb er im Türrahmen stehen und starre auf das Porträt des Königs, das von einem Nagel in der pißgelben

Wand hing. Hinter dem Schreibtisch gingen zwei Fenster auf einen lärmigen Innenhof hinaus, in dem Hausfrauen ihre Teppiche ausklopften und aus dem Essengerüche aufstiegen. Wie sollte er sich an einem solchen Ort konzentrieren können? Er wandte sich zu Farid um, forschte in seinem Gesicht nach einem Hinweis darauf, ob es sich um einen Scherz oder, schlimmer, eine Demütigung handelte. Wie konnte man ihn, der beim Auswahlverfahren der Steuerinspektion als Bester abgeschnitten hatte, so behandeln? All seine Studienkollegen leiteten Banken oder angesehene Institutionen und hatten wahrscheinlich große Büros mit Aussicht, Assistentinnen, einen Chauffeur. Doch Farid verzog keine Miene. »Man stellt mich auf die Probe«, dachte Mehdi. Und wie jedes Mal, wenn man ihn herausforderte, erwachte Mehdis Stolz, und er strotzte vor Energie und Wut. Er war wieder acht Jahre alt, hatte eine zu große Brille, eine zu hohe Stirn und war der einzige Marokkaner an der französischen Schule. Er war acht Jahre alt und fest entschlossen, der Beste in seiner Klasse zu werden. In derselben Etage befanden sich auch die anderen Direktionsbüros. »Und hier, was ist hier drin?« Farid öffnete die Tür, und Mehdi betrachtete einen Moment lang das große, ungenutzte Zimmer, die Wollmäuse auf dem Fußboden und die Reste einer zerquetschten Fliege an einer Scheibe. Dort beschloss er die etwa fünfzehn Angestellten der CCM zu versammeln. Sie kamen angeschlurft und stellten sich vor Mehdi auf, die Rücken beinahe an die gegenüberliegende Wand gedrückt. Benomar nieste in einem fort und fragte, ob man das Fenster öffnen könne. Alle beobachteten Mehdi mit einer Mischung aus Misstrauen und Unlust. Wer war

dieser Mann mit dem dichten Vollbart und dem verschwitzten kurzärmeligen Hemd?

Von der Straße drang Verkehrslärm herein. In der Ferne hörte man Kinder auf einem Pausenhof spielen. Mehdi räusperte sich, faltete die Hände vor dem Mund und atmete tief ein. Als er zu sprechen begann, erschauerten die Anwesenden vor Verwunderung und wären gern noch ein Stück weiter zurückgewichen mitsamt der Wand hinter ihnen. Die Stimme des Direktors, seine Grabsstimme, hatte sie alle überrascht wie im finsternen Wald verirrte Kinder, die unter der Stimme des Ogers erzittern. Mehdi gebrauchte Metaphern aus der Welt des Sports – »Wir sind eine Mannschaft« –, die in Hicham und anderen den Wunsch weckten, ihm Beifall zu klatschen. Gemeinsam würden sie »alles geben« und die Zukunft des Landes aufbauen. Sicher, ihm sei bewusst, dass die Zeiten hart waren. Der Internationale Währungsfonds hatte einen Stabilisierungsplan aufgestellt, Schulden und Armut explodierten. »Aber wir müssen das nicht hinnehmen«, betonte er mit einer kleinen Bewegung des Beckens, als würde er dribbeln. »Wir sind nicht dazu verdammt, vom Regen, von internationaler Wohltätigkeit oder unseren Auswanderern abhängig zu sein.« Der Direktor wollte Marokko seinen Stolz zurückgeben, es in ein modernes Land ohne Komplexe verwandeln. Er war seit jeher überzeugt, dass sein Land ein Paradies sein könnte, und zwar nicht nur für die Touristen, die sich seine kilometerlangen sonnigen Küsten, seine majestätischen Berge und die legendäre Gastfreundschaft seiner Bewohner gefallen ließen. »Wir haben kein Öl, aber wir haben den Tourismus!«, wiederholte er mehrmals unter Farids entzückten